

zwischen dem Gründer und den jugendlichen Köpfen von Betar in Polen und Palästina beständig fortentwickelte. Solch eine Sichtweise eröffnet tiefe und vielfältige Perspektiven auf die revisionistische Jugendbewegung und zeigt zugleich regionale Unterschiede auf.

Die Jugend war es auch, die sich immer weiter radikalisierte. Jabotinsky, der sich nicht nur am italienischen Faschismus orientierte, sondern auch den autoritären Stil Józef Piłsudskis bewunderte, baute Betar von Anfang an als straff organisierte Bewegung auf, deren Jugendkultur höchst militaristische Elemente aufwies. Über die Intentionen ihres Gründers noch hinausgehend, waren junge Revisionisten in den 1930er Jahren und dann im Palästina der 1940er Jahre zunehmend bereit, sich nicht nur gegen die Angriffe polnischer Antisemiten und palästinensischer Araber zu verteidigen, sondern selbst Attentate und Terrorakte durchzuführen. Dieser Terror, so argumentiert K. H., war maßgeblich von den Erfahrungen und Diskussionen in der Zweiten Polnischen Republik geprägt, und er arbeitet dabei die enge Verflechtung zwischen dem europäischen Bezugsraum und Palästina heraus.

In diesem Zusammenhang widmet sich der Vf. auch der spannenden Frage, inwieweit Betar als faschistische Bewegung einzuordnen ist. Politische Gegner insbesondere in der jüdischen Arbeiterbewegung attackierten Betar scharf und verlachten Betaristen als die „Fußsoldaten“ des „jüdischen Mussolinis“ oder gar „jüdischen Hitlers“ (S. 12 f.). In der Jugendbewegung selbst stand man faschistischen Ideen durchaus offen gegenüber. Anstatt Betar nun anhand vorher festgelegter Definitionen einzuordnen, zeichnet K. H. die Aushandlungen innerhalb der Organisation selbst nach. Betars Anführer, so argumentiert er, nutzten durchaus rhetorische Mehrdeutigkeiten, um für faschistische Ideen offen zu bleiben und gleichzeitig nicht diejenigen Anhänger zu verprellen, die sich von den autoritären Bewegungen Europas klar abgrenzen wollten.

Auch Jabotinsky selbst drückte sich gerne zweideutig aus, um aus der Ambiguität politischen Nutzen zu ziehen. So überrascht es sicher nicht, dass sich bis heute ein weites Spektrum der politischen Vertreter Israels auf den Gründer der revisionistischen Bewegung beruft. Diese Entwicklung zeichnet K. H. in seinem Epilog nach, der an manchen Stellen etwas eklektisch wirkt und sicherlich das schwächste Kapitel der Studie darstellt. Doch kann dies das Gesamtbild nicht trüben. In einer höchst innovativen und sehr lesbaren Studie präsentiert K. H. ein vielschichtiges und differenziertes Bild der revisionistischen Jugendbewegung in Polen. Damit eröffnet er nicht nur neue Perspektiven auf die zionistische Bewegung, sondern leistet auch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Zweiten Polnischen Republik und ihrer Bürger sowie der autoritären Bewegungen der Zwischenkriegszeit.

München

Daniel Mahla

**Fabian Link: Burgen und Burgenforschung im Nationalsozialismus.** Wissenschaft und Weltanschauung 1933-1945. Böhlau. Köln u. a. 2014. 493 S., Ill. ISBN 978-3-412-22240-6. (€ 59,90.)

Mittelalterliche Burgen hatten einen großen Wert für die Politik des Nationalsozialismus und dessen mythisch-irrationalen Welt- und Geschichtsbild. NS-Politiker benutzten sie als Tagungsorte und Erziehungsstätten (wie die berüchtigten, manchmal aus Beton neugebauten NS-Ordensburgen) oder priesen sie als Touristenzentren der deutschen „Volksgemeinschaft“. Ein Teil der NS-Elite pflegte außerdem einen neofeudalen Lebensstil. Im NS-Staat galten Burgen generell als starke Symbole eines „wehrhaften Germanentums“ und „deutschen Eroberungswillens“. Diese Ideen waren jedoch teilweise schon während der Kaiserzeit entwickelt worden, als es eine nationalistische Kulturpolitik gab, die Burgen als Grenzmarken des nationalstaatlichen Territoriums darstellte. Zugleich war „die Burg“, gerade auch wegen dieser längeren, bis in das 19. Jh. zurückreichenden Verbindung mit dem so genannten „Deutschtum“, kein Herzstück der NS-Ideologie.

Dieser komplexe Sachverhalt macht die Beschäftigung mit der Geschichte der Burgenforschung im Nationalsozialismus so bedeutsam. Gerade auf der Mikro-Ebene verweisen scheinbar marginale Ereignisse auf bedeutsame Geschehnisse. Fabian Link stellt sich in seiner gelungenen sowohl kulturhistorischen als auch wissenschaftssoziologischen Dissertation die Frage, warum es in der NS-Zeit zu keiner disziplinären Verfestigung der Burgenforschung kam, obwohl in diesem Forschungsbereich die Verbindung zwischen Wissenschaft und Weltanschauung sehr explizit war. Die Burgenforschung erlebte während der NS-Diktatur sicherlich einen Aufschwung, aber dies geschah nicht in einem Ausmaß, das vergleichbar gewesen wäre mit der Vor- und Frühgeschichte, einem Fachbereich, der sie dank gemeinsamer Forschungsmethoden und -themen sehr nahestand. Die Burgenforschung entwickelte sich weder zu einem klar abgegrenzten Forschungsbereich noch zu einer eigenen Disziplin.

Die Paradoxität dieser Entwicklung erklärt der Vf. anhand einer Analyse von drei Gelehrtenleben, mit der er beleuchtet, wie gerade die Interdisziplinarität des Wissenschaftsfeldes bei dessen disziplinärer Verfestigung hemmend wirkte. Dies betrifft Bodo Ebbardt (1865-1945), Gotthard Neumann (1902-1972) und Walter Hotz (1912-1996). Der Fall Ebbardts, der nicht nur Burgenforscher, sondern auch Architekt und Architekturhistoriker war, macht deutlich, dass die finanzielle Unterstützung seitens der Politik, die Ebbardt mobilisieren konnte, eher zu einer verschärften Differenz zwischen ihm – einem Exponenten der Heimat- und Laienforschung – und der akademischen Wissenschaft führte. Neumann, 1934-1941 und 1953-1967 als Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, gelang es dagegen, Burgenforschung zu einem integralen Bestandteil der Vor- und Frühgeschichte zu machen. Hotz, ein Theologe und Kunsthistoriker, verfolgte wiederum das Ziel, Burgen als Forschungsgebiet innerhalb der Kunstgeschichte zu etablieren.

Die Biografien dieser drei Protagonisten, die für verschiedene Generationen (vom Wilhelmismus bis zur Kriegsjugend) sowie unterschiedliche politische Positionen und methodische Annäherungsweisen stehen, ermöglichen es, die gehemmte Institutionalisierung und Professionalisierung der Burgenforschung auf differenzierte Weise darzustellen. Die drei Burgenforscher, so schlussfolgert der Vf. zu Recht, stabilisierten mit ihrer Arbeit das Regime, aber sie verbauten sich auf Grund ihrer internen Differenzen die Chance auf eine bessere Etablierung der Burgenforschung.

Gerade vor diesem Hintergrund ist es äußerst spannend zu lesen, wie die Kooperationen zwischen Wissenschaft und Politik zu einem Mitspracherecht der NS-Politiker führten. In dem Teil des Buches, in dem L. Wissenschaftspraktiken auf der Mikro-Ebene beschreibt und anhand von so genannten „Burgenunternehmen“ analysiert, wird überzeugend dargestellt, welche „Tauschverhältnisse“ sich dabei herausbildeten. Am Beispiel der Ausgrabung der so genannten „Reichsburg“ Kyffhausen in Thüringen, einem mehrmals von Adolf Hitler besuchten archäologischen Prestigeprojekt, wird klar, dass Forscher, u. a. Neumann, mehr oder weniger uneingeschränkt arbeiten konnten. Probleme entstanden jedoch infolge der Wunschvorstellung der Politik, das Kyffhäusergebirge sei in grauer Vorzeit von den Germanen besiedelt worden, seitdem immer von germanischen Stämmen bewohnt und ein Bollwerk gegen den „Ansturm der slawischen Horden“ gewesen. Dieses Bild wurde auch in einem UFA-Propagandafilm aus dem Jahr 1938 vermittelt.

Neumann interpretierte archäologische Reste auf der Burg dagegen zwar als vorzeitlich, aber nicht als germanisch, sondern als illyro-keltisch. Heinrich Himmler, der die Burg besuchte, erließ angesichts dieses unwillkommenen Ergebnisses die Weisung, sich verstärkt auf die „germanische Frage“ zu konzentrieren. Der Prähistoriker Wilhelm Unverzagt und sein Kollege Martin Schede, Präsident des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, bestätigten jedoch, dass die Funde tatsächlich keltisch seien, wobei sie explizit feststellten, dass gewissen anderen Personen ein anderes Ergebnis lieber gewesen wäre. L. schlussfolgert zu Recht, dass es dabei nicht um ideologische Differenzen ging, sondern um politische Wünsche und wissenschaftliche Vorgehensweisen, die sich nicht in Einklang

bringen ließen. Als Folge dieses Sachverhalts wurden nicht etwa die Daten der Kyffhausen-Ausgrabung gefälscht, wie man heutzutage vielleicht erwarten würde, sondern deren Publikation erst verzögert und letztendlich eingestellt.

Der Wert dieser Studie über die Burgenforschung im NS-Staat besteht gerade darin, dass sie sehr präzise die wissenschaftlichen und politischen Mechanismen aufzeigt, die zu einem solchen Resultat führen konnten.

Amsterdam

Martijn Eickhoff

**Bernard Wiaderny: Hans Adolf von Moltke.** Eine politische Biographie. Ferdinand Schöningh Verlag. Paderborn 2017. 400 S., Ill. ISBN 978-3-506-78448-3. (€ 39,90.)

In less than two decades between the First World War and the establishment of the Third Reich, Germany transitioned from monarchy to democracy to totalitarian state. In this exceptionally detailed political biography of Hans Adolf von Moltke (1884-1943), Bernard Wiaderny gives readers an opportunity to contemplate Germany's political transformations through the life story of a man who was raised in the German Empire, witnessed its downfall and, for the most part of his diplomatic career, represented the Weimar Republic and the Third Reich in Poland.

W. relies on extensive biographical research and intriguingly narrates the life of Moltke from his upbringing in the conservative Prussian tradition to the struggle of balancing belligerent Nazi ambitions with his own pacifistic convictions. In this way, the author manages to strip away any prejudice against Moltke as the Nazi government's ambassador and provides a comprehensive account of his difficult role in mediating between Germany and Poland throughout the 1930s as he strove to forestall a war within the strict confines of his official position.

By virtue of his educational background and heritage as a Prussian elite, Moltke espoused conservative views and advocated an eventual revision of the Treaty of Versailles. However, he envisioned the recovery of Germany's lost territories only by peaceful means—primarily by improving economic and cultural relations and by preserving the German minority abroad. W. explains that Moltke's political thinking was shaped by two ideational concepts: Middle-Europe (Mitteleuropa) and culture-bearing (Kulturträgetum) (p. 250). In accordance with these concepts, the ambassador believed that Germany was fated to play a dominant role as the bearer of culture and civilization in East-Central Europe, notably Poland, which Moltke regarded as a culturally inferior country.

When the National Socialists rose to power and the Third Reich replaced the Weimar Republic, Moltke remained in the Foreign Office. Until the late 1930s, his approach largely correlated with Nazi foreign policy goals. Moltke shared a vision of restoring Germany's great power status by means of non-military territorial revisionism and fostered the idea of refocusing the attention on Eastern Europe as Germany's desired sphere of economic, cultural and political influence. In order to increase the Reich's power in Poland Moltke was passionately engaged in German-Polish cultural diplomacy and facilitated the Reich's strategy of protecting and economically strengthening the German minority abroad.

In March 1939, Adolf Hitler's thrust to the East signaled a change of political course: he resolved to go to war and conquer Eastern Europe. This decisive shift to an aggressive foreign policy clashed with Moltke's beliefs. In the months preceding the outbreak of the Second World War, the ambassador attempted to dissuade Nazi leaders from annexing Danzig, a major point of contention between Germany and Poland, and encouraged Polish diplomats to withstand the Reich's assertive territorial claims. Nonetheless, W. observes that while Moltke dissented from the hostile Nazi policy, his diplomatic efforts cannot be described as resistance, because he did not intend to bring the regime down, nor did he join the conservative opposition (pp. 92, 173).